

9. Soldatische Subjekte im modernen Krieg

Das Militär und der Krieg sind soziale Phänomene und Bestandteile moderner Gesellschaften. Dennoch spielen das Militär – und noch mehr der Krieg – in den allermeisten Entwürfen von Gesellschaft keine oder nur eine randständige Rolle. Beide, Militär und Krieg, stehen im Ruf, soziale Atavismen zu sein, die keiner weiteren soziologischen Betrachtung wert sind. Wurde das Desinteresse vor dem 1. Weltkrieg noch hoffnungsvoll und explizit mit dem weiteren Fortschreiten der Moderne begründet, so erwartet heute kaum jemand mehr, dass der Krieg in den nächsten Jahrzehnten auf dem ›Müllhaufen der Geschichte‹ landen wird.

Aufgrund dieses Desinteresses bleiben die Gefahren, die von der kriegerischen Gewalt ausgehen und die noch jede Gesellschaft strukturell prägten und zu zerstören vermochten, außerhalb der Theoriebildung. Verkannt wird auf diese Weise, in welchem Ausmaß das weltweite Kriegsgeschehen von dem geprägt wird, was man Moderne nennt. Vertan werden damit auch Chancen, durch ein besseres Verständnis des Phänomens, den Krieg zu bannen.

Ein Element des Krieges, die Subjektivität der Soldaten im Krieg, bildet den Mittelpunkt dieser Untersuchung. Die biologische Konstitution, die ein Ergebnis der phylogentischen Entwicklung des Menschen ist, befähigt den homo sapiens zu einem besonderen Verhältnis zu seiner Umwelt und zu sich selber, die Plessner als exzentrische Positionalität bezeichnet hat. Die exzentrische Positionalität ist systematisch konstitutiv für das menschliche Individuum und damit grundlegend für seine Subjektivität. Das menschliche Subjekt hat einen Körper und ist zugleich ein Leib. Ein Leib zu sein und einen Körper zu haben, bilden die anthropologische Wurzel für die Künstlichkeit der Subjektivität. Der Körper ist eine soziale Konstruktion, die aber immer mit dem (natürlichen) Leib verschränkt bleibt. Im Gegensatz zum interpretierbaren Körper ist der Leib nicht als unendlich

variabel zu bezeichnen. An der Leiblichkeit findet die Konstruierbarkeit der soldatischen Subjektivität ihre Grenze.

Für das soldatische Subjekt bedeutet das, sich zwischen zwei Polen zu bewegen. Den einen Pol bilden Praktiken der Formbarkeit, die einen tätigen Held kreieren sollen, einen Heros – am anderen Pol steht das Subjekt, das mit seiner Leiblichkeit hadert. Es geht um das konkrete Subjekt, das sich im Spannungsfeld zwischen Vorstellungen und Praktiken der Formbarkeit und seiner Konstitution bewegt; das Opfer des Kriegsgeschehens ist, aber zugleich auch selber die destructio des Krieges vorantreibt, an das Größen- und Opferwahn, Omnipotenzphantasien und Todesangst nicht als Fremdes herangetragen werden müssen. Eindeutigere Festlegungen im Sinne einer anthropologischen Konstitutionierung des Subjekts, aber ebenso auch im Sinne einer vollständigen Formbarkeit der Subjektivität durch die Sozialität, in das es hineingeboren wird, sind aus dieser Perspektive nicht möglich. Oder noch einmal ganz anders: Der Leib ist nicht hintergebar, er ist aber auch nicht das letzte Argument.

Die Einbindung bzw. Berücksichtigung von Handlungskompetenzen der Soldaten bildet eine wichtige Innovationsressource der Kriegsführung. So sehr man mit Bezug auf Plessner und andere von einer Subjektivität *eo ipso* sprechen kann, konkret entwickelt sich die Subjektivität nur im Rahmen spezifischer historischer Kontexte. Auf die Subjektivität der Soldaten wurde im Verlauf der Geschichte, so lässt sich bilanzieren, sehr unterschiedlich rekurriert und das heißt zumal im Krieg, dass die Soldaten ihren Körper/Leib auf unterschiedliche Weise einbringen und gefährden mussten. Die Soldaten taten aber nicht nur, was ihnen befohlen wurde, sondern sie handelten und reagierten auf jeweils spezifische Weise auf die an sie gestellten Forderungen.

Es wurde in der Arbeit gezeigt, wie unterschiedlich in verschiedenen Kriegsführungskonzeptionen die Subjektivität der Kämpfenden nutzbar gemacht werden sollte bzw. soll und wie tatsächlich auf sie zugegriffen wurde. Ebenso wurde gezeigt, welche Effekte das Handeln der Soldaten als Subjekte seinerseits auf das Kriegsgeschehen hatte und hat. Es wurde dargelegt, in welchem Ausmaß vor allem heute die Fähigkeit der Soldaten geschätzt wird, mit ihrer Kreativität Handlungssituationen für eine effektivere Kriegsführung zu nutzen. Im 20. Jahrhundert trugen umfangreiche soziologische, psychologische und medizinisch-psychiatrische Forschungen dazu bei, die soldatische Subjektivität zu optimieren. Es wurde im Verlauf der vergangenen Jahrzehnte ein umfangreiches Reservoir an wissenschaftlich abgesicherten Erkenntnissen erarbeitet, das dem Ziel dient, die individuelle Kampfleistung bzw. die des Verbandes zu erhöhen. Zwar lassen sich die Effekte im Einzelnen kaum quantifizieren, aber die Personalauswahl, die Ausbildung der Soldaten, ihre Ausrüstung, inklusive der Bewaffnung und die Art, wie sie von ihren Vorgesetzten behandelt werden, wurde

durch alle diese Kenntnisse zumindest in den avancierten Militärorganisationen erheblich beeinflusst.

Zu den Erkenntnissen gehört, dass das erreichbare Optimum immer unterhalb der gewünschten und von den Soldaten geforderten Leistungsfähigkeit bleiben wird. Bereits die angestrebte optimale Vorbereitung der Soldaten auf den Kriegseinsatz droht immer an der Unplanbarkeit des Krieges zu scheitern. Die Ausbildung und das Training der Soldaten müssen geplant werden, aber der Krieg »cannot be adequately planned for. All contingencies can not be foreseen. Many plans will have to be modified or scrapped.« (Ginzberg Bd. 1, 1959: 196) Allen sozialwissenschaftlichen und psychologischen Anstrengungen zum Trotz, hat dieser Satz nichts an seiner Gültigkeit verloren. Mehr noch, die soldatische Subjektivität ist bis heute eine unberechenbare Qualität geblieben. Die Haltung militärischer Organisationen gegenüber der am Individuum gebundenen Subjektivität ist darum ambivalent und durch Misstrauen gekennzeichnet.

Die Subjektivität der Soldaten bildet deshalb nicht nur eine Innovationsressource für die Kriegführung. Sie ist eine Quelle von Friktionen für die Kriegführung. Sie bildet zugleich auch eine Grenze für eine greedy institution (Coser), die von ihren Angehörigen verlangt, Leib und Leben einzusetzen. Die an den Leib gebundenen Begabungen befähigen die Subjekte zu Leistungen, die bis heute von keiner Maschine erreicht werden, aber ihre Leistungsgrenzen sind ebenfalls durch ihre Leiblichkeit definiert. »Man, not his machines, sets the ultimate limits on battle performance.« (Gabriel 1988: 23) Durch den Leib nehmen die Soldaten sich selber und die umgebende Welt fühlend wahr. Affekte und Emotionen ermöglichen es ihnen, die Welt zu erschließen. Deshalb bleibt den Soldaten aber auch das im Krieg Erlebte, Erlittene und Erfahrene nicht äußerlich und sie können nachhaltig vom Geschehen emotional ergriffen werden. Ihre Reaktionen auf das Kriegsgeschehen bilden eine Schwachstelle für eine Kriegführung, die von einer instrumentellen Einsetzbarkeit von Gewalt ausgeht. Als soziale, als empfindungsfähige sowie auf Empfindungen angewiesene Wesen können sie nicht folgenlos, das heißt ohne Schaden zu nehmen, wiederholt oder gar ständig Situationen ausgesetzt werden, in denen sie Angst um ihr Leben und um das der ihnen umgebenden Menschen haben müssen. Wenn Gewöhnung als die Einverleibung von Strukturen bezeichnet werden kann (Waldenfels 2000: 166), muss darauf hingewiesen werden, dass es unmöglich ist, sich an die Bedingungen eines sozialen Raumes zu gewöhnen, der von Tod und Todesgefahren, von Leid und Schmerzen geprägt ist.

Die eingehende Erörterung der psychischen Leiden der Soldaten dient wesentlich dazu, die Grenzen der Formbarkeit des Subjekts aufzuzeigen. Nicht, dass sich die Soldaten weigern im Krieg eingesetzt zu werden, ist in diesem Zusammenhang das Interessante, sondern dass sie nicht mehr »verwendungsfähig« sind, selbst wenn sie es wollen. Weder durch äußere Zwänge noch von den Soldaten selber lässt sich verhindern, dass sie vom

Gesehenen, Gehörten, Empfundenen ergriffen werden, dass sie beschädigt werden in ihrem Empfindungs-, Denk- und Handlungsvermögen.

Aber auch schon vor einer solchen möglicherweise irreversibel Schädigung ist die Leiblichkeit konstitutionell für die Handlungsfähigkeit der Soldaten im Kriegseinsatz. Die konstitutionelle Bedeutung des Leibes ist zwar grundsätzlich für alle menschlichen Individuen gegeben, aber bei Soldaten fällt sie besonders auf, weil sie in Extremsituationen, also Situationen, in denen sie häufig an ihrer physischen Belastungsgrenzen stehen, handeln sollen. In den Extremsituationen wirken auf ihre Person womöglich widerstreitende Affekte und Emotionen wie Angst und Wut ein. Sie dürfen darüber nicht verzweifeln und ihre Orientierung verlieren. Sie sollen auch nicht weinen und nicht lachen, sondern den erteilten Befehlen entsprechend handeln, auch wenn dies zu ihrem Tod führen mag. Wie sehr ihr Handeln von Empfindungen, Schmerz oder Affekten wie Angst und Ekel, sowie von Emotionen wie Freude und Wut beeinflusst wird, hängt entscheidend vom jeweiligen situativen Kontext ab. Gleiches gilt für die physischen Bedürfnisse, die sich in Hunger, Durst und Müdigkeit ausdrücken. Zum situativen Kontext gehört, ob und inwieweit das Individuum auf diese Situation vorbereitet wurde, ob die Situation für das Individuum noch als Subjekt beantwortbar erscheint. Die Soldaten gegen den Ansturm ihrer Gefühle zu wappnen, ist deshalb bis heute ein gültiges Ausbildungsziel geblieben. Dieses Ziel wird heute nicht mehr durch den Drill des 18. Jahrhunderts erreicht. So geht es im Kampftraining neben dem Erlernen der jeweiligen Techniken darum, die Belastungsgrenzen der Soldaten durch Körpertraining zu verschieben. Zugleich werden sie aber durch das Körpertraining auch an ihre Belastungsgrenzen herangeführt und von ihnen wird verlangt, dass sie in der Nähe dieser Grenze Erfahrung mit dem Umgang ihrer Affekte und Emotionen machen, um sie in einer Kampfsituation zu kontrollieren. Außerdem sollen im Zuge der Ausbildung Handlungsrou-tinen etabliert werden, in der Hoffnung, dass sie auf diese während des Kampfeinsatzes zugreifen.

Inwieweit diese Praktiken bei den einzelnen Soldaten tatsächlich greifen, lässt sich nicht oder nur ungenügend vorhersagen. Zumal es nicht allein von den Formierungspraktiken abhängt, wie die Soldaten auf ihren jeweiligen Kriegseinsatz reagieren. Entscheidend ist auch, was für eine prätraumatische Persönlichkeit die Soldaten vor ihrem Einsatz hatten. Da diese Eingangsbedingung von Individuum zu Individuum variiert, reagieren die Soldaten nicht gleichförmig auf die gleichen Erlebnisse.

Die Auswirkungen eines Kriegseinsatzes auf die Soldaten betreffen nicht nur ihre unmittelbare Einsatzfähigkeit auf den Gefechtsfeldern. Ein noch so ferner Krieg kommt mit den Soldaten auch in eine zivil gebliebene, aber Krieg führende Gesellschaft zurück. Die vielfältigen Formen psychischer Beschwerden, unter denen die Soldaten nach ihren Einsätzen leiden, haben Konsequenzen für ihre nächsten Angehörigen und ihr sozia-

les Umfeld. Nachhaltig können die durch den Krieg veränderten Persönlichkeiten der Veteranen die Einstellungen zur Bedeutung von Gewalt für Konfliktlösungen beeinflussen. Ebenso lassen sich Folgen für das Geschlechterverhältnis und das Männlichkeitsideal prognostizieren, wenn diese auch nicht vor einem Krieg detailliert abschätzbar sind. All dies gehört zu den meist unbeachtet bleibenden Kosten, die aus einem Kriegseinsatz für die Individuen und die Gesellschaft resultieren.

Soldaten sollen als fungible Objekte eines instrumentellen Kalküls wirken und gleichzeitig mit ihren Entscheidungs- und Handlungskompetenzen die Effektivität der Kriegführung steigern. Welche Kompetenzen von den Soldaten verlangt werden, kann zwischen den Streitkräften und noch mehr zwischen den spezifischen Verwendungsbereichen variieren. Dies gilt auch für die Anforderung, kreativ zu handeln. Sie wird kaum zum Beispiel von einem Soldaten verlangt, der auf einem Schiff seinen Dienst verrichtet und dort eine Bordkanone bedient. Auch für Piloten und die Besatzungen von Bombern und ähnlichen Fluggeräten lässt sich feststellen, dass der Spielraum bei der Ausgestaltung ihrer Einsätze für die einzelnen Besatzungsmitgliedern insgesamt eher gesunken ist, weil die Befehlszentralen aufgrund der ihnen vorliegenden Aufklärungsdaten detaillierte Vorgaben machen können. In diesen Einsatzbereichen kommt es vor allem auf den Vollzug von Routinehandlungen – unter großem Stress – an und weniger um die Bewältigung und Chancenauswertung handlungsoffener Situationen. Mit solchen Situationen sind besonders die Soldaten im Verlauf von Kampfhandlungen am Boden konfrontiert. Hier gilt heute die Fähigkeit zu kreativem Handeln als *die* Voraussetzung für dynamische und flexible Handlungsprozesse in kontingenten und komplexen Situationen. Konzeptionen wie die NCW erwarten im Grunde von jedem Infanteristen, unabhängig von seiner Position in der Militärhierarchie, einen kreativen Umgang mit der Handlungssituation. Seine an den Leib gebundene Fähigkeit, Situationen wahrzunehmen, zu erkunden und situativ adäquat zu handeln, seine Fähigkeit, Situationen kreativ neu zu gestalten – und das bedeutet Pläne ändern zu können – wollen gerade avancierte Führungskonzeptionen nutzen. Deshalb wird der Fähigkeit jedes Soldaten in unwägbar Situationen, Unwägbares zu tun, selbst in Streitkräften, wie denen der USA, die traditionell eher rigide den Soldaten vorschreiben, was sie tun sollen, eine bisher unbekannte Wertschätzung entgegengebracht.

Trotz dieser konzeptionell-positiven Einstufung des kreativen Vermögens der Soldaten, ist aber auf Seiten der militärischen Führungen ein ambivalentes Verhältnis zu einem derartigen Handeln ihrer Untergebenen zu verzeichnen. Denn so vorteilhaft es für eine Kriegspartei ist, wenn ihre Soldaten auf unvorhergesehene Situationen eigenmächtig und doch befehlskonform handelnd reagieren, so sehr besteht nach wie vor die Gefahr, dass solche Eigenmächtigkeiten das Vorhaben der Befehlshaber durchkreuzen können. Darum gilt nicht nur in der zivilen Wirtschaft die

»Objektivierung subjektgesteuerten Handelns« und das heißt die »Spaltung« des Subjekts in seine objektivierbaren und nicht objektivierbaren Anteile« (Böhle 2002: 114), wodurch letzteres ausgegrenzt werden soll, als große Herausforderung und bildet den Grund für die Aufrechterhaltung rigider Gehorsamsforderungen und Disziplinarpraktiken (Bröckling 2003: 189). Die Folge ist ein Spannungsfeld, das zum einen aus dem Handeln soldatischer Subjekte und zum anderen aus den Bemühungen der militärischen Organisation erwächst, die Subjektivität ihrer Angehörigen im Kriegseinsatz zu kontrollieren. Gerade gegenwärtige Führungskonzepte bemühen sich um eine Nutzung des subjektiven Leistungsvermögens der Soldaten und hadern mit dem Problem, wie sichergestellt werden kann, dass soldatische Subjektivität nicht eigensinnig die Befehlslage durchbricht.

Die Möglichkeit durch den Einsatz von Technik die Unwägbarkeiten der soldatischen Subjektivität zu bannen, bildet einen Ansporn für die Technisierung der Streitkräfte. Ein weiterer Grund ist in der aus militärischer Sicht defizitären Beschaffenheit des Leibes der Soldaten zu sehen. Der Leib gilt gemessen an Maschinen als zu verletzlich und seine Leistungsdaten als sehr unbefriedigend. Die Orientierung an maschinellen Leistungsdaten, die sich im Gegensatz zum Leib der Soldaten ständig verbessern lassen, lässt den Leib als schlechtkonstruiertes erscheinen. Die »Empfindsamkeit«, die ja gleichzeitig für die besondere und technisch nicht simulierbare Qualität der Soldaten steht, verkehrt sich in diesem Zusammenhang in eine Schwachstelle. Maschinen haben den Vorzug, keine Empfindungen zu haben. Sie empfinden keine Angst. Sie lassen sich nicht erschrecken. Sie sind quasi »blind« für die Leiden am und im Krieg.

Tatsächlich hat die Technisierung aber bislang nicht zu einem Bedeutungsverlust soldatischer Subjektivität geführt. Stattdessen läßt sich sogar feststellen, dass sich einige große Waffensysteme in einer Krise befinden. Dies gilt vor allem für den Kampfpanzer und die unterschiedlichsten Artilleriesysteme. Von ihrer Destruktionskraft hängt derzeit der Verlauf keines Krieges ab, den die avancierten Militärmächte führen. Auch der Einsatz neuer Technologien, wie zum Beispiel von unbemannten Vehikeln, schmälert nicht das Gewicht der soldatischen Subjektivität in der Kriegführung. Diese Technologien wirken vor allem als Agenten. Da sie weiterhin bestenfalls ungenügend selbstständig »handeln« können, können Soldaten allenfalls in einigen Einsatzbereichen durch Artefakte substituiert werden. Zu diesen Einsatzbereichen gehören vor allem Operationen im bzw. aus dem Luftraum heraus. So erfolgt inzwischen ein Teil der Aufklärung aus der Luft durch Drohnen, die aber zum größten Teil auf eine Fernsteuerung angewiesen sind.

Infolgedessen bleibt auch zukünftig die Kriegführung avancierter Militärmächte auf Soldaten angewiesen. Nicht die Ersetzbarkeit soldatischer Subjekte durch technische Artefakte ist zu prognostizieren, sondern allen-

falls ihre weitere technische Aufrüstung und damit verbunden, ein Zuwachs ihrer Handlungsmacht. Soldaten bleiben insbesondere als Entscheidungsträger, als Akteur vor Ort, unverzichtbar. Die grundsätzliche Paradoxie, die ihren Einsatz im Krieg kennzeichnet, bleibt damit bestehen: Ihre an den Leib gebundenen Begabungen befähigen sie zu Leistungen, die von keiner Maschine erreicht werden, aber sie bleiben eben aufgrund ihrer Leiblichkeit verletzbar und können nachhaltig vom Erlebten emotional ergriffen werden.

Mit dem Ende der Blockkonfrontation wurden die Streitkräfte der westlichen Industriestaaten zunehmend zu neuartigen Aufgaben herangezogen. Soldaten sollen nicht mehr ausschließlich einen Gegner unter Einsatz von Gewaltmitteln bekämpfen, sie sollen auch für ein Ende von Gewalttätigkeiten sorgen, ohne dabei selber die Situation eskalieren zu lassen. Sie sollen mitunter keine Gegner bekämpfen, sondern zur Beruhigung zwischen den verschiedenen an einem Konflikt beteiligten Akteuren beitragen. Diese Entwicklung wird in der Literatur als Funktionsausweitung charakterisiert und gelegentlich wird auch davon gesprochen, dass sich das Militär in eine ›postmoderne‹ Organisation verwandeln würde.

Mit dieser Überlegung ist zumindest implizit die Erwartung verbunden, dass sich die Differenz zwischen dem Militär und zivilen Organisationen nivellieren würde. Neben der Funktionsausweitung könnte für eine solche Erwartung vor allem die Übernahme von Organisationskonzepten aus der Privatwirtschaft sprechen, die die Produktivität und Effektivität der Unternehmen erhöhen sollen. Mit konzeptionellen Überlegungen, die mit so unterschiedlichen Stichwörtern wie ›outsourcing‹, ›lean production‹ und ›just in time‹ verbunden sind, sollen hier wie dort Personal eingespart, Bürokratien abgebaut, Führungsstrukturen ausgedünnt, Entscheidungsprozesse beschleunigt, letztlich die Effektivität des eingesetzten Personals stark erhöht werden. Damit diese Konzepte greifen können, müssen die Militärorganisationen auch jenseits der Gefechtsfelder Subjektivierungskonzepte anwenden, wie sie für die Privatwirtschaft diskutiert werden. Eine Folge ist, dass das Militär und die Privatwirtschaft auf dem Arbeitsmarkt Personal versucht anzuwerben, das über die gleichen Fähigkeiten verfügt.

Aber im Unterschied zu den Tätigkeiten in Fabriken und Büros müssen die Soldaten weiterhin im Verlauf von Militäroperationen ihr Leib und Leben riskieren. Am existenziellen Drama der Angst, der Schmerzen und des Todes ändert sich für die Soldaten auch nichts durch die Zuweisung weiterer Aufgabenfelder. Muss nicht an diesem Faktum die Durchlässigkeit des Militärs für zivile Normen und Werte ihre Grenze finden? Auch avancierte Streitkräfte benötigen ein ›Milieu des Tötens‹ (Reemtsma) und des Getötetwerden. Dadurch wird sich auch zukünftig das Militär von anderen modernen Institutionen und Organisationen substantiell unterscheiden.

Vieles spricht dafür, dass sich ein ›postmodernes‹ Militär, deren Angehörige sowohl in klassische Kriegseinsätze geschickt als auch mit polizeiähnlichen Operationen beauftragt werden, auf schwerwiegende Paradoxien einstellen muss. Denn für die Soldaten bedeutet die Funktionsausweitung, dass sie nun über zuvor nicht oder nur in geringem Umfang abverlangte soziale Kompetenzen verfügen müssen. Da die Soldaten gleichzeitig weiterhin dazu in der Lage sein sollen, Gegner militärisch zu bekämpfen, sehen sie sich durch die zusätzlichen Funktionen mit paradoxen Verhaltensanforderungen konfrontiert. Die Verwendung unterschiedlicher Berufsbezeichnungen als Tätigkeitsmerkmale, die die Soldaten und Soldatinnen erfüllen sollen, markieren diese Paradoxien. Zuvor unbekannte Friktionen können die Folge der paradoxen Verhaltensanforderungen sein.

Mögliche Antworten auf die Paradoxien sind funktionale Differenzierungen innerhalb der Militärorganisation, die verstärkte Kooperation mit zivilen Organisationen und arbeitsteilige Strukturierungen bei Militärinterventionen. Die Paradoxien werden damit freilich nicht aufgehoben. Letztlich können die Soldaten den paradoxen Verhaltensanforderungen nicht gerecht werden.